

Sherko Fatah  
Ein weißes Land



Sherko Fatah  
Ein *weißes* Land

ROMAN

Luchterhand

Aus dem Koran wird nach der Übersetzung  
von Max Henning zitiert.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

© 2011 Luchterhand Literaturverlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany  
ISBN 978-3-630-87371-8

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)

*Dem Andenken an  
Hans Weidhofer  
gewidmet,  
geboren am 11. 2. 1919 in Gorlowken,  
gefallen am 31. 1. 1944 bei Vinniza (Ukraine).*



Laß den Weltenspiegel Alexandern;  
Denn was zeigt er? – Da und dort  
Stille Völker, die er mit den andern  
Zwingend rütteln möchte fort und fort.

*Goethe, West-Östlicher Divan*





*Der einsame Deutsche I*



## I.

Ich sitze hier und beobachte dich wie einen Fremden. Aber ich kenne dich. Vielleicht werde ich es dir nie sagen: Ich kenne dich, ich kenne dich gut. Es ist einige Jahre her. Es ist eine Ewigkeit her. Lange genug, um mich nicht mehr zu erkennen. Aber wie auch, du schaust mich nicht an, du schaust nie jemanden direkt an. Du bist der wichtige Doktor aus dem fernen Deutschland. Und ich, was bin ich schon? Der Bote, den du nicht brauchst, der dir lästig ist. Aber würdest du mich anschauen, dann wüsstest du es sofort. Wir waren uns einmal so nahe wie zwei eingesperrte, verängstigte Hunde, wir hatten den gleichen Dreck in unseren Mäulern, und in jener fernen, kalten Nacht war unsere Angst eine, wir waren ein furchtsames Tier mit zwei Köpfen. Wir haben den Tod gesehen, wie er leibhaftig über die morastige Erde schritt. Seine schmutzigen Stiefel ließen den feuchten Boden schmatzen. Er war schmal von Gestalt, hatte einen großen Kopf mit hoher Stirn. Er sprach deine Sprache. Du hast ihn sicher nicht vergessen. Niemand kann das. Aber vielleicht willst du ihm nur einfach um keinen Preis je wieder begegnen, und sei es nur in der Erinnerung, im Gesicht eines Überlebenden aus jener Zeit. Ich verstehe dich, ich verstehe dich gut, du wichtiger Mann.

Und doch, Gottes Wege sind unerforschlich, bist du hierhergekommen. Du hättest überall hingehen können nach dem Krieg. Aber nein, du bist hier, vor meinen Augen, und allein dein Anblick bringt mir die alte Furcht zurück, die uns beide einmal umschlossen hielt wie eine Faust.

Ich rutschte auf dem Holzstuhl herum, den mir der Doktor am ersten Tag hingestellt hatte. Wortlos, ohne Gruß oder eine andere Regung erledigte dieser hochgewachsene, drahtig wirkende Mann die Sache selbst. Er ließ mich, den Boten, einfach mitten im Krankensaal stehen und kam nach kurzer Zeit mit dem Stuhl zurück. Nah am Fenster stellte er ihn ab. Als er wieder an mir vorbeiging, wies er nur hinter sich.

Ich sah ihm nach, als er aus dem Saal verschwand. Wir hatten kein Wort gewechselt, obwohl wir einander verstanden hätten. Ich hatte geglaubt, Dr. Stein sei mit den hiesigen Sitten vertraut. Die natürliche Autorität, mit der er sich bewegte und kurze Anweisungen auf Englisch gab, die ruhige Art, in der er seine Hände hob, um wie ein erstarrter Dirigent zu warten, bis jemand vom Personal ihm die Gummihandschuhe von den Händen zog, all das hätte mich nie zweifeln lassen an der Kompetenz des Arztes. Doch dieser Mann verstand nichts. Anstatt mich mit dem Zettel loszuschicken, auf dem Dinge notiert waren, die er brauchte, ging er selbst in den Basar. Ich war erstaunt, als er mit den kleinen Paketen zurückkam, sich mir vorsichtig näherte und die Sachen hinhielt wie Geschenke. Doch ich sollte sie nur verwahren, bis der Doktor am frühen Abend nach Hause ging.

Das war nicht richtig. Es war beleidigend. Ich sah es ihm nach. Schließlich war dieser Mann hier ein Fremder. Er konnte nicht wissen, dass jeder Fremde, noch dazu ein so wichtiger wie er, Anspruch auf jemanden hatte, der seine Einkäufe erledigte, seine Briefe holte oder wegbrachte oder ihn zu Leuten führte, die er besuchen wollte. Er hätte es lernen können, wenn er nur einmal gefragt hätte. Dann aber, dachte ich und wiegte den Kopf, hätte er vielleicht auch mehr erfahren, als ihm lieb war. Er hätte mich erkannt, und alles, was wir gesehen hatten, wäre in diesem Augenblick anwesend gewesen, hätte den Raum zwischen uns erfüllt.

So aber saß ich tagein, tagaus auf meinem Stuhl am Fenster, starrte in den Saal oder auf den Hof des Krankenhauses hinaus und wartete. Jedes Mal, wenn der Doktor erschien, fuhr ich zu-

sammen und richtete mich auf, weil ich erwartete, beansprucht zu werden. Und jedesmal war es eine kleine Enttäuschung, wenn es nicht geschah.

Manchmal an diesen langen Nachmittagen fragte ich mich, ob ich mich nicht doch irrte. Ob ich den Mann, den ich von früher kannte, einfach nur wiedererkennen wollte in diesem Arzt aus Europa. Ich hatte nur mit wenigen Menschen über meine Erlebnisse gesprochen. Als ich zurückkehrte, war meine Fähigkeit zu berichten oder gar zu erzählen erloschen. Wem auch hätte ich davon erzählen sollen, wie eine Welt in Trümmern versank, während hier, in meinem Land, alles beim Alten war. Die vertrauten Gassen und Straßen, die gewohnte Hitze und Langsamkeit, nichts hatte sich verändert. Niemand hätte mir geglaubt, was ich gesehen hatte. Ich wusste es im Moment, da ich den Fuß auf heimatischen Boden setzte. Obwohl ich die Hitze des Feuers noch auf den Wangen, der Stirn fühlte, sprang mir, als ich endlich wieder in meiner Sprache sprechen konnte, etwas an den Hals, ja, genau so fühlte es sich an. Was immer es war, es würgte mich, wenn ich reden wollte. Doch niemand vermisste meine Worte. Es wären nur Worte des Boten Anwar gewesen, die allem, was gewiss erscheint, nichts hinzufügen konnten, keinen Zweifel, keine wichtigen Informationen, nichts.

Als ich begriff, dass ich in dieser neuen Rolle das Stummsein nicht mehr zu spielen brauchte, sondern mühelos, auch sprechend beibehielt, war ich erleichtert. Noch im Krieg hatte ich geglaubt, ich würde auch deshalb durch die endlose Weite und zerstörten Städte wandern, um jemandem in der Heimat davon berichten zu können. Alles, so dachte ich, sei in mir bereit für diese Begegnung. Dann aber, als es so weit war, sagte ich kaum etwas.

Es ist, als suche man einen Menschen, dem man sein Herz ausschütten kann, warte in Wahrheit aber auf Gott. Was sind ein paar Worte zu einem Satz verknüpft, was können sie sein in den Ohren eines Fremden. Nein, was ich brauchte, war ein Vertrauter. Es musste jemand sein, der nicht nur die Worte verstand, sondern sie

auffing und zum Leben erweckte. Jemand, der ein Summen hörte, aber die Musik vernahm. Nur ein solcher hätte es mir möglich gemacht zu reden, und vielleicht habe ich insgeheim erwartet, ihm doch noch zu begegnen. Und da schien er nun vor mir zu stehen.

Manchmal kam der Doktor in den Raum und warf mir einen Blick zu, als hätte er vor, mich nun doch einmal mit einem Auftrag zu betrauen, sei sich aber noch nicht sicher. Immer hob ich leicht den Kopf und wartete. Einmal stand das Fenster hinter mir offen. Der heiße Wind wehte Sand und vertrocknete Grashalme herein. Drei Betten standen im Raum, aber sie waren leer und offen, die weißen Vorhänge zurückgeschoben. Der Wind ließ die Vorhänge erzittern wie den Kittel des Arztes und den Handtuchstapel auf dem Metalltisch neben ihm. Der Wind strich sogar über das Fell einer Katze, die plötzlich aus dem Korridor hereingeschlüpft war, nun verharrte und den Kopf zurückzog, als hätte sie sich im Zimmer geirrt. Im Maul trug sie die Reste einer Nachgeburt aus dem Kreissaal.

Eine warme Brise ließ mich tief einatmen. Er ist es, dachte ich unvermittelt, kein Wahngebilde könnte mich so täuschen. Er hat schon viele graue Haare und geht schon leicht gebeugt. Sein Gesicht wirkt nicht alt, aber ernst und abweisend. Dennoch ist er es. Und auch er, so glaubte ich plötzlich zu wissen, hat seinen Vertrauten nicht gefunden seit damals. Auch er hat nicht berichtet.

Der Arzt trat auf mich zu, ging umständlich um den Stuhl, reckte sich ächzend und schloss das Fenster. Ich rührte mich nicht, bis er fertig war. Ich hätte ihm geholfen, wenn ich gewusst hätte, was er wollte. So blickte ich der Katze nach, die mit ihrer Beute aus dem Zimmer floh, und wischte mir den Staub von den Schultern, unschlüssig, was ich tun sollte.

Am Abend stand ich auf und streckte mich, als wäre mein Werk vollbracht. Gern hätte ich dem Doktor gesagt, dass ich nun gehen müsse, doch wagte ich nicht, nach ihm zu suchen. Stattdessen schlich ich aus dem Raum in den dunklen Korridor, ging an den fleckigen Wänden entlang bis zum gläsernen Windfang und durch die Eingangstüren auf den weiten Hof hinaus. Das Krankenhaus

war ein Neubau, doch die Mauern waren bereits dunkel geworden und alles, was sie umschlossen, schien uralte zu sein.

Niemand hatte mich gehen sehen. Wahrscheinlich war der Doktor sogar erleichtert, als er spät am Abend den leeren Stuhl sah. Ich schob die Hände in die Taschen meines alten Jacketts und ging den Hügel hinab zur Straße, die in die Stadt führte. Ich fragte mich, ob auch ich erleichtert war, fortzukommen von jenem Mann, den ich wiedererkannt hatte. Ich müsste es sein, dachte ich, müsste ihn fliehen wie die Tiere das Feuer. An einem von vertrocknetem Buschwerk durchsetzten Schutthaufen blieb ich stehen.

Die Nacht war sternenklar. Vor mir verschwand die Straße in einer dunklen Mulde und tauchte erst bei den wenigen noch brennenden Lichtern der Stadt wieder auf, schmal und leer. Er gehört, dachte ich, zu all dem, was ich vergessen wollte.

Ich ging weiter. Wer weiß, dachte ich, vielleicht gehen ihm ganz ähnliche Gedanken durch den Kopf. Das jedenfalls weiß ich von ihm: Er würde sich seine Ratlosigkeit unter keinen Umständen anmerken lassen. Das ist der Unterschied zwischen einem klugen Mann und einem einfachen wie mir.

Wie immer schlich ich die dunklen Gassen entlang. Unauffällig zu sein, gehört zu meinem Beruf. Ein Bote ist ein Transportmittel. Was er anbietet ist Verlässlichkeit. Noch wenn ich frei bin und wie jeder andere unterwegs, verhalte ich mich wie ein Bote, ich eile, bin gewissenhaft und doch zurückhaltend. Kümmerliches ist es, worauf ich stolz bin.

Schnellen Schritts hastete ich durch die Dunkelheit. Ich ärgerte mich wieder über die Ignoranz des Doktors, die mich zwang, auf diesem Stuhl im Krankenhaus zu sitzen. Alle, die den Saal betreten, mussten mich, den Boten, anschauen wie eine wichtige Person oder wenigstens einen Kranken, bis sie bemerkten, wer ich wirklich war, um mich sodann geflissentlich zu übersehen.

Aus vereinzeltten Häusern fiel Licht auf die Gassen. Ich erreichte den großen Platz mit den Verwaltungsgebäuden, ging ein kur-

zes Wegstück im Schein von jüngst aufgestellten Laternen und erreichte schließlich die Gasse, in der mein Haus stand. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich der Gemüsegroßmarkt. Hier kamen die Bauern der Gegend früh am Morgen an und entluden ihre Karren. Jetzt war es beinahe unheimlich still an diesem Ort. Haufen leerer Stoffsäcke lagen in der Dunkelheit wie tote Esel.

Den Platz gab es noch nicht lange. Der immer größer werdende Basar begann mein einst freistehendes Haus zu umschließen. Zunächst waren es nur Händler und Besucher gewesen, die tagsüber die Gasse bevölkerten. Dann aber breiteten die Geschäfte sich aus. Häuser in der Nähe wurden umfunktioniert oder gleich abgerissen, und die immer weiter ausgebauten Wellblechüberdachungen verdunkelte die Gassen, an denen sie gestanden hatten. Ich wollte es als gutes Zeichen sehen: Der Krieg in Europa mit all seinen Auswirkungen bis nach Bagdad war längst vorbei, die Lage hatte sich beruhigt und die Menschen trieben regen Handel. In Wahrheit aber strömten immer mehr arme Leute in die Stadt und veränderten sie so schnell, dass ich kaum folgen konnte.

Der Marktplatz war ausgestorben. Ich schlenderte in die winzige Gasse bis zum Eingangstor des Hauses, oder was davon übriggeblieben war. Fliegen setzten sich auf mein Gesicht, was in der Dunkelheit besonders unangenehm war. Dennoch, so dachte ich oft, wenn ich hier vorbeikam, es ist eine gute Idee gewesen, das anfangs weit hingestreckte Gebäude freizugeben für die Betreiber der Karawanserei. Sie hatten Ställe für die Maultiere der Bauern eingerichtet, genau gegenüber der neuen Gartenmauer. Jetzt, in der Nacht, waren keine Tiere dort. Nur der Geruch verriet ihre Anwesenheit vom frühen Morgen bis zum Abend, wenn die Bauern sie dort unterstellten, um ihre Verkäufe zu tätigen.

Ich schloss das schmale, hohe Tor auf, ging durch einen Gang, der vor dem Umbau ein Korridor gewesen war, und trat in den Garten. Geheimnisvoll rauschten die Blätter des Feigenbaums. Ich blieb kurz stehen und atmete tief ein. Erst hier, getrennt von der Außenwelt, bemerkte ich, welche schöne Nacht mich umgab



und wie der Wind die Haut, wenn schon nicht kühlte, so doch wenigstens überstrich. Sogar die Fliegen vertrieb er. Ich blickte zum Haus, alle Fenster waren dunkel.

Ich stieg die schmale Außentreppe hinauf und betrat die Wohnung. Und obwohl der Garten und der Feigenbaum mich die Ruhe schon hatten erahnen lassen, war ich doch erst jetzt ganz bei mir. Das war ein Zustand, den ich immerfort herbeisehnte und doch auch fürchtete.

Ich entzündete das Öllicht, trug es hinüber zur gepolsterten Sitzbank, setzte mich und zog die Schuhe aus. Ich war daheim. Alles um mich war still. Die Lampe erhellte den Raum nicht nur, sondern wärmte ihn mit ihrem flackernden Licht. Meine heimliche Geliebte, die Witwe, schlief wahrscheinlich schon seit Stunden. In der Küche hatte sie mir das Essen hingestellt. Ich zog das Tuch vom Topf, griff ein paarmal hinein, aß im Stehen. Danach ging ich in den kleinen Anbau neben der Küche, um mich zu waschen. Die ganze Zeit, während ich mit einer Schale Wasser aus dem großen Bottich schöpfte und über mich goss, freute ich mich darauf, zur Witwe ins Bett zu kriechen.

Die Augenblicke davor steigerten meine Erregung. Manchmal kam ich absichtlich spät nach Hause, um sie genau wie jetzt zu spüren: Erst die Stille und Verlassenheit in meinem Haus, dann die Nähe zu der Frau.

Nass, wie ich war, das Handtuch um mich geschlungen, ging ich noch einmal zum Topf und nahm ein paar Bissen. Es war eine warme Nacht, dennoch spürte ich kühle Luft auf der Haut. Ich blickte in das anheimelnd beleuchtete Zimmer und stellte fest, dass sich in meine Erregung noch etwas anderes mischte. Ich wusste, was es war, doch ich wollte nicht darüber nachdenken. Ich war aufgewühlt, etwas Bedeutsames war mir widerfahren, eine Begegnung, der ich nicht gewachsen war. Ich zog das Tuch ganz vom Topf und verschloss ihn mit dem Deckel.

Ich löschte das Licht im Zimmer und schlich durch den dunklen, engen Flur zum Schlafzimmer. Es war genau, wie ich erwartet

hatte: Sie schlief fest, als ich mich zu ihr legte, war vom Betttuch so umschlungen, dass es kaum von ihr zu lösen war. Sie erwachte, und je stärker ich am Tuch zupfte, umso nachdrücklicher schlang sie es um sich. Ich schob ihr dunkles Haar auseinander und küsste ihren Nacken. Es gelang mir nur zentimeterweise, die Haut ihres Rückens freizulegen, immer fester zog sie das Tuch. Ich wusste, was sie wollte. Ich kannte ihre aufreizende Prüderie. Noch immer, wie schon in unserer ersten Nacht, verbarg sie sich, wenn ich sie wollte. Inzwischen war es ein Ritual geworden, und die dünne Decke, in die sie sich verkroch, gab mir die Zeit, die ich brauchte. Sie wich nicht vor mir zurück; ihre Fußsohlen streichelten sogar wie beiläufig meine Füße. Aber sie wollte genommen werden. Manchmal wünschte ich mir, es wäre anders, doch es erregte mich. Schließlich zog ich das Tuch von unten herauf, legte sie frei und drang von hinten in sie ein. Sie machte ein Hohlkreuz und stöhnte so leise, als wären ihre Kinder im Raum. Gerade noch hatte ich Zeit, ihr das Haar aus dem Gesicht zu streichen. Sie schnappte nach meiner Hand und lutschte an den Fingerkuppen, dann war es vorbei.

Gern lag ich noch eine Weile bei ihr, bevor ich in meinen Raum ging. Ich starrte schwer atmend zur Decke und spürte wieder die Beklemmung. Als wäre mir jemand gestorben, so dachte ich. Die Witwe drehte sich zu mir und legte die Stirn an meine Schulter.

»Du hast einen neuen Nachbarn«, sagte sie unvermittelt.

Ich brauchte etwas, um aus meinen Gedanken zu finden.

»Wen?«, fragte ich.

Sie gähnte. »Es ist dieser Arzt aus Europa, für den du arbeitest.«

Sofort war ich hellwach. »Was sagst du?«, fuhr ich sie an.

»Sie haben seine Möbel gebracht, heute. Ich habe es gesehen, vom Dach aus. Er wohnt im Haus neben den Ställen. Nicht besonders fein, aber geräumig.«

Mich hielt es nicht im Bett. Ich zwang mich, ruhig zu bleiben und zu schleichen, als ich barfuß auf den Flur hinaustrat und durch das dunkle Zimmer zur Eingangstür ging. Kurz überlegte

ich, ob ich die Schuhe anziehen sollte. Doch nicht einmal dafür reichte meine Geduld.

Ich eilte durch die kühle Nachtluft an der Balustrade entlang zur Holzleiter, die auf das Dach führte. Oben angekommen, bemerkte ich, dass mein Oberkörper nackt war, und unwillkürlich duckte ich mich zusammen. Doch da sah ich schon das große beleuchtete Fenster im Haus auf der anderen Seite der Gasse. Ich erkannte den Doktor, den ich für diesen Tag hinter mir gelassen zu haben glaubte. Dort war er, offenbar vor Kurzem erst zurückgekommen. Es war wieder ein langer Abend im Hospital gewesen. Er stand in der Mitte seines neuen Wohnraumes, die Hände in die Seiten gestützt, und blickte sich um, als suche er etwas.

Ich kauerte auf dem Blechdach nieder und verschränkte die Arme vor dem Körper. Jetzt, so unerwartet wieder allein mit ihm, begriff ich, dass ich diesen Mann nicht loswerden, dass er mich verfolgen würde mit allem, was er mitgebracht hatte.

Irgendwo in den Ställen gegenüber musste ein Maultier übriggeblieben sein, jetzt irrte es offenbar herum und stieß gegen die hölzernen Wände. Ich fühlte den Schweiß auf der Haut und fröstelte. Wie ein indischer Heiliger saß ich da, während der Doktor damit begonnen hatte, Kisten auszuräumen. Er tat es hastig, stellte all die kleinen Dinge, die er aus dem Sägemehl fischte und aus dem Papier wickelte, irgendwo in den Raum, manches sogar auf den Boden.

Jetzt bist du angekommen, dachte ich. Jetzt schaffst du dir ein Heim in der Fremde. Ich löste die Arme von der Brust. Der Anblick des spindeldürren Mannes ließ mich erneut zweifeln. Er war ein älterer Herr und ein Arzt aus Europa, doch das bewies noch nichts. Es sind deine Erinnerungen, die dich täuschen, dachte ich. Nur, weil du so lange keinen Europäer mehr gesehen hast, glaubst du, dass dieser hier etwas mit jener Zeit zu tun hat. Plötzlich fühlte ich mich schwach und niedergeschlagen. Alle Anspannung der letzten Stunden löste sich. Ich stand auf und wandte mich ab. Halb nackt wie der Mann im Fenster gegenüber verharrte ich kurz und stieg dann wieder hinab.

## 2.

An den folgenden Tagen setzte ich mich nicht mehr auf den Stuhl im Krankenhaussaal. Ich ging nur kurz hinein und sagte jemandem vom Personal, dass ich da sei. Dann wartete ich auf dem staubigen Platz vor dem Krankenhaus darauf, dass man mich rief.

Ich saß neben dem Eingang unter dem Vordach im Schatten und warf Kieselsteine in den Sand. Als Bote war ich an Wartezeiten gewöhnt, und der Ort vor dem Krankenhaus schien mir nicht der schlechteste zu sein. Manchmal hatte ich mitten auf der Straße im Menschengewimmel stundenlang warten und noch dazu achtgeben müssen, meinen Auftraggeber nicht zu übersehen, wenn er aus dem Haus kam. Hier dagegen war es ruhig, ich konnte meinen Gedanken nachhängen. Mich quälte nur, dass sie alle um diesen Arzt kreisten. Je mehr ich darüber nachgrübelte, umso dringender wurde mein Bedürfnis nach Gewissheit. Ich musste wissen, ob ich mich in diesem Mann irrte. Ich wischte mir über die Stirn und staubte das alte Jackett ab. Unruhe erfasste mich. Mein mühsam erlangter Frieden war dahin, ich fühlte mich wieder wie damals in der eisigen Weite, betäubt vom *Schnaps*, wie sie sagten, und von der ständigen Angst.

An einem dieser langen Tage ertönten von der Straße her Motorengeräusche und laute Stimmen. Aufgeschreckt wich ich zurück. Das Tor wurde geöffnet und herein fuhr ein von hellbraunem Sand bedeckter Lastwagen. Daneben liefen schreiend Frauen und Kinder. Plötzlich war der Hof von Lärm erfüllt. Der Lastwagen hielt vor dem Eingang des Krankenhauses, Fahrer und Beifahrer stiegen aus und bahnten sich einen Weg durch die Menge. Es dau-

erte eine Weile, bis sie, denen die Kinder vor die Beine stolperten und die Frauen an den Kleidern rissen, die Rückseite des Lastwagens erreicht hatten und die Ladeklappe öffnen konnten.

Ich ging näher heran und fragte eine der Frauen, was geschehen sei. Bei den Straßenbauarbeiten draußen vor der Stadt hatte es einen Unfall gegeben. Gleich vier Männer waren, als sie am Straßenrand saßen und Pause machten, von einem Laster überfahren worden. Der Fahrer hatte für einen Moment nicht achtgegeben, war den Männern über die Beine gefahren und hatte die Knochen zermalmt.

Kaum war die Ladeklappe offen, verstärkte sich das Geschrei um ein Vielfaches. Nun waren auch die Schmerzenslaute der Opfer zu hören. Der Arzt kam herbeigelaufen, dicht gefolgt von anderen, jüngeren Doktoren, die ich noch nie gesehen hatte. Ich zog mich wieder zurück, ohne dabei den Arzt aus den Augen zu lassen. Gleich fiel mir das leichte Zittern auf, nur sichtbar, wenn er sich rasch bewegte. Er könnte es sein, dachte ich unwillkürlich.

Um besser zu sehen, lief ich in weitem Bogen um den Lastwagen herum. Die vier Verletzten jammerten und schrien abwechselnd, Blut lief in einem fadendünnen Rinnsal von der Ladefläche und tropfte in den Sand. Der Arzt hatte Mühe, den Lärm der Menge zu übertönen, wenn er seine Anweisungen gab. Inzwischen waren Tragen herangeschafft worden, und der Doktor befahl den jüngeren Männern, auf die Ladefläche zu klettern und die Verletzten herunterzuheben. Jedes einzelne der Opfer brüllte auf, wenn es angehoben und, schräg in der Luft hängend, in die von unten her ausgestreckten Hände vor dem Laster übergeben wurde. Die Beine der Schwerverletzten baumelten grotesk aus ihren Rümpfen. An den Körpern der Männer war kaum Blut zu sehen. Mir schien es, als wollten die Leute, ihre Münder mit den Händen bedeckend, die Schmerzensschreie der Männer verstummen lassen.

Die Frauen der Verletzten warfen sich über die Tragen und wurden von den wild gestikulierenden Helfern fortgezogen. Als ich

sah, wie diese Frauen Rotz und Tränen in die Enden ihrer Kopftücher wischten, als ich in ihre verquollenen Gesichter blickte, taumelte ich in sichere Entfernung zurück. Ich atmete durch den Mund und fühlte mein Herz schlagen.

Das letzte der Opfer wurde so unglücklich abgelegt, dass seine Beine leblos an der Seite schlenkerten, als man die Trage anhub. Die Schmerzen mussten unerträglich sein, der Doktor sprang geistesgegenwärtig herbei. Ich beobachtete, wie er den Verletzten sicher positionierte und die Träger dann weiterschickte. Einen Augenblick lang blickte er seinem Patienten nach, betrachtete den Laster und die Leute um sich. Plötzlich griff er sich mit der Rechten an den Hals, es war eine flüchtige Geste, bevor er den Trägern folgte. Doch mir prägte sich der Anblick ein. War es Atemnot oder war auch dem Arzt etwas an die Kehle gesprungen und würgte ihn?

Ich war schon weit fort und atmete wieder ruhig und flach. Als mich einer der jüngeren Ärzte dort abseits stehen sah und heranzinkte, trottete ich wie unbeteiligt hinüber, drängte mich durch die Menschentraube und postierte mich zwischen den beiden Männern, die mit quergehaltenen Besen den Eingang sicherten. Ich musterte die Gesichter der herandrängenden Leute. Solche waren immer dort, wo es Aufruhr gab, sie heulten und schrien, als betreffe es sie selbst, doch in Wahrheit genossen sie nur den Lärm, den sie selbst machten. Ich stieß diejenigen zurück, die zu weit hereinkamen, und zielte dabei auf ihre Gesichter, vernahm Betteln und Klagen, Flüche und Drohungen, doch ich empfand nichts. Es ist wie damals, ich habe mich nicht verändert, dachte ich und wischte den Kopf eines Jungen beiseite. Als er zorn erfüllt wieder auftauchte und mir in die Augen sah, wich er zurück.

Obwohl ich alle Hände voll zu tun hatte, wandte ich mich kurz um. Mir war, als hätte ich etwas gespürt, als ich den Kopf wandte. Und tatsächlich, in einigen Metern Entfernung stand der Doktor hinter mir. Anstatt bei seinen Patienten zu sein, beobachtete er mich. Er verzog keine Miene, nichts deutete darauf hin, dass dies

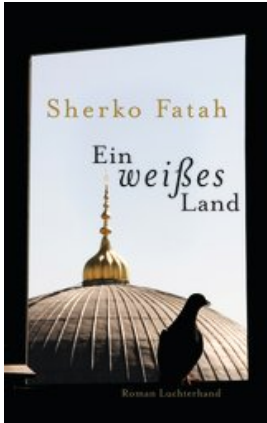
mehr als ein Zufall war. Und doch ließ ich hilflos die Arme sinken, als sich der andere umdrehte und an die Arbeit ging.

Auch während der nächsten Wochen erklomm ich in den Nächten die Holzleiter. Ich zog mich nun warm genug an und manchmal nahm ich sogar ein Glas und die Teekanne mit. Ich machte es mir regelrecht gemütlich auf dem Dach. Im Schneidersitz beobachtete ich das dunkle Fenster, und wenn schließlich das Licht den Raum dort drüben erhellte, war ich voller Erwartung, wie im Kino. Ich war mir des Sonderbaren meines Tuns durchaus bewusst und bemühte mich deshalb, unbeobachtet zu bleiben. Es fiel mir schwer, doch wartete ich stets bis nach Einbruch der Dunkelheit, auch wenn ich wusste, dass der Doktor bereits zu Hause war. Es überraschte mich, wie groß meine Neugier und meine Ungeduld war. Ich bin nicht zurückgekommen, dachte ich, ich bin krank, ich bin einsam.

Und doch genoss ich mein geheimes Leben. Mit der Witwe hatte es begonnen. Nur in den Nächten konnten wir uns sehen, aber so waren wir ganz beieinander und fern von der Geschäftigkeit des Tages. Zwischen uns gab es ein stilles Einverständnis: Außer am Anfang sprach sie nie wieder von ihrer Familie und ihren Kindern und ich erzählte nichts von mir. Die Nacht umschloss und schützte uns, und was wir taten, behielt sie für sich.

Dr. Stein hatte seine Wohnung inzwischen eingerichtet. Er war dabei planvoll vorgegangen und musste späterhin nicht viele Änderungen vornehmen. Ein gerahmtes Bild, von dem ich aus der Entfernung leider nicht viel erkennen konnte, hatte er mehrmals an eine andere Wand des Raumes gehängt. Auf dem Bett liegend oder im Stuhl sitzend hatte der Arzt versucht, die bestmögliche Position dafür zu finden. Schließlich gab er es auf, das Bild blieb verschwunden.

Nun kehrte der Alltag ein. Mir fiel auf, dass der Arzt niemals Besuch hatte, obwohl er in der Stadt ein so wichtiger Mann war. Das schien ihn aber nicht zu stören. Wenn er abends heimkam,



Sherko Fatah

## **Ein weißes Land**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87371-8

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: September 2011

Von Bagdad nach Berlin: Die Reise eines jungen Arabers durch eine Welt, die ihre Unschuld verliert

Bagdad in den 1930er Jahren. Der junge Araber Anwar versteht nichts von den politischen Wirren seiner Zeit. Er träumt von schönen Häusern, von fernen Reisen und vielleicht ein bisschen von der Schwester seines jüdischen Freundes. Er träumt davon, ein »Jemand« zu werden. Doch dann gerät er mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs unter den Einfluss der »Schwarzhemden«, der faschistischen Jugendorganisation im Irak. Ein bitter wahres Märchen nimmt seinen Lauf, ein Abenteuerroman mitten durch die Katastrophen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Der junge Araber Anwar wächst im Bagdad der 30er Jahre zwischen allen Stühlen auf. Er kommt aus einfachen Verhältnissen, aber die Tagelöhner mit ihrer schweren Arbeit sind ihm fremd – genauso fremd wie die verlockenden Paläste der Reichen. Er träumt davon, sein Glück zu machen, und die Cafés mit den unverschleierte Frauen und dem Zigarettenrauch ziehen ihn unwiderstehlich an. Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, scheint Anwars Traum von den »schönen Häusern« und von Reisen in ferne Länder in Erfüllung zu gehen. Im Gefolge des Großmuftis von Jerusalem, eines Bundesgenossen der Nationalsozialisten in Deutschland, flieht er 1941 nach Berlin.

Doch es ist ein geisterhaftes Exil, das ihn erwartet, und statt sein Glück zu finden, verliert er sich im Labyrinth der Geschichte und im Räderwerk des Krieges. Anwars Weg führt in die muslimischen Verbände der Waffen-SS, führt nach Weißrussland und endet bei der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes. Anwar wird überleben, wird in die Heimat zurückkehren, aber seine Träume sind alle grausam zerstört.

 [Der Titel im Katalog](#)